

Närrischer Appell

Autor(en): **Tschudi, Fridolin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 52

PDF erstellt am: **10.07.2024**

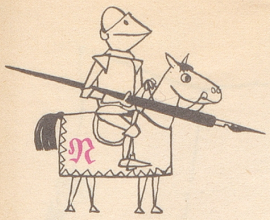
Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-502041>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ritter Schorsch sticht zu

Jahreswende

Oder: Das Bad der Zeit

Im strahlenden Alter von 14 Jahren beschloß Ritter Schorsch, auf die Laufbahn eines Piloten, die er bis anhin ins Auge gefaßt hatte, brüsk zu verzichten. Zwei Aufsätze, die er mit dem Vermerk «Nicht übel» zurückbekommen hatte, veranlaßten ihn dazu, Dichter zu werden. Zwar wurden auf diesen aussichtsreichen Plan bereits im engern Verwandtschaftskreis Zweifel gestreut – von einem Onkel väterlicherseits nämlich, der als Gebrauchslyriker regionales Ansehen genoß. Dieser Experte hielt Schorschens Aufsätze keineswegs für schlüssige Talentproben, und insbesondere war er der unerschütterlichen Ansicht, es müsse sich schon reimend aus der Wiege wälzen, was ein rechter Dichter werden solle. Dies aber war bei Ritter Schorsch, wie die Mutter eingestand, durchaus nicht der Fall. Er hatte lediglich gekräht, allerdings mit überdurchschnittlicher Lautstärke, womit sich indessen kein Lyriker, sondern höchstens ein Politiker ankündigte.

Ritter Schorsch aber brannte darauf, den poetischen Onkel zu widerlegen. Heimlich, bei sorgsam verschlossener Zimmertür, begann er Verse zu schmieden, wobei ihm ein Wandkalender und das Kirchengesangbuch unschätzbare Dienste leisteten. Der verschämt gefrönten Lust am Reim verschaffte der Umstand, daß der Ritter sich soeben erstmals in eine Schöne mit Zöpfen und dem zauberhaften Namen Annagrete verliebt hatte, noch einen bedeutenden Antrieb. Wie nachhaltig der Erfolg dieser zarten Liebeslyrik sein würde, konnte der Dichter natürlich nicht entfernt erahnen. Zweieinhalb Jahrzehnte später nämlich wurde sie von einer Tochter des Ritters für die Nachwelt erst entdeckt, und zwar auf dem Estrich des großelterlichen Hauses. Von dort herab stieg diese Tochter unter nicht mehr endenwollendem Gelächter, pflanzte sich mit einem blauen Heft in der Familienrunde auf und begann mit dem letzten Rest von Beherrschung vorzulesen:

«Nach dem frommen Nachtgebete
denk ich Dein, o Annagrete ...»

Worauf sie in einen Schreikrampf ausbrach und an jaulendem Vergnügen erstickt wäre, wenn Schorschette, die Mutter, ihr nicht geistesgegenwärtig den Rücken beklopft hätte. Solcherart also feierte des Ritters Jugendlyrik eine zwar späte, aber äußerst wirkungsvolle Auferstehung.

In diesem Zusammenhang jedoch soll nicht von den Hymnen auf die blonden Zöpfe, sondern von einer Schöpfung die Rede sein, die den überwältigenden Ernst des irdischen Daseins betraf. Der Ritter nämlich, immer noch im bereits genannten Alter von 14 Jahren, verfaßte, die Thematik seiner lyrischen Produktion kühn ausweitend, ein auf den Silvesterabend gemünztes Gedicht mit dem bedeutenden Titel «Das Rad der Zeit». Er schrieb es aufs allerpeinlichste ins Reine und warf es am nächsten Morgen – Namen und Adresse in Blockschrift beigefügt – auf dem Schulweg in den Briefkasten des Lokalblattes.

Bange Tage folgten. Aber am Silvestermorgen brachte die Post einen Brief des folgenden Inhalts: «Sehr geehrter Herr, Ihr Gedicht ist gut, und finden Sie es an der Spitze der heute so beliebten . . . burger Zeitung. Das Honorar beträgt Fr. –60. (12 Zeilen à 5 Rp.) Hochachtend, . . ., Verleger.» Eine Stunde später brachte der Verträger die Zeitung – und siehe: «Das Rad der Zeit». Vor Aufregung kam der Ritter schon gar nicht dazu, sein Gedicht in der Zeitung auch nur noch nachzulesen;

auch die Mutter und der Vater, Lyrischem ohnehin nicht sonderlich zugetan, begnügten sich mit der rühmlichen Tatsache des Abdrucks. Am Nachmittag fuhr Schorsch mehrmals mit dem Velo durch das Städtchen, und jedesmal hatte er den wohlthätigen Eindruck, von bewundernden Blicken verfolgt zu werden.

Aber der große Triumph schien erst noch bevorzustehen. Zur Silvesterfeier nämlich war auch der Onkel und Gebrauchslyriker geladen. Und er kam, zog alsbald die Zeitung aus der innern Kitteltasche, wies mit dem Finger auf die letzten Zeilen des Gedichtes und grinste schamlos. Der Ritter las:

« . . . Von Ewigkeit zu Ewigkeit
Surrt ohne Rast das Bad der Zeit.»

Das Bad der Zeit! Und in ihm war ein ebenso junger wie hoffnungsfreudiger Lyriker ersäuft. Solches geschah am Silvester 1934. Es war, wie man weiß, auch sonst keine überzeugende Jahreswende. Der Ritter hat seither in Erfahrung gebracht, daß er und seine verehrliche Umwelt nicht nur mit Bezug auf Lyrik über einer ziemlich dünnen und brüchigen Schicht leben. Dennoch! Die Hoffnung bleibt – und auf sie ist mit dem besten aller Gründe zu trinken. Sehr zum Wohl; geschätzter Leser!

Närrischer Appell

Fridolin Tschudi

Wohlan, ihr Humoristen!
Seid tapfer, klug und gut
und schenkt der Welt, der tristen,
als fröhliche Artisten
nun euren Ueber-Mut!

Zeigt, daß, was ihr gepredigt,
euch wohltat und nicht leid,
auch wenn ihr fast erledigt
und seelisch arg beschädigt
und voller Sorgen seid!

Seid heitere Gesandte
in dieser wirren Zeit
und so, wie man euch kannte;
besiegt das Larmoyante
durch eure Fröhlichkeit!

Mögt ihr auch noch so selten
und tumb und nutzlos sein,
soll doch die Wahrheit gelten:
Die, die euch Narren schelten,
sind ohne euch allein!

Wohlan, ihr Leidgenossen,
seid tapfer, gut und klug;
treibt weiter eure Possen!
Somit hab ich geschlossen.
Genug ist nie genug.